

Michael Opielka

## Visionen solidarischer Ökonomie und Postwachstumskritik

Vortrag Eröffnung Citizen Art Days, Berlin, Markthalle Neun, 27.9.2013

Beeindruckende Vorträge beginnen in der Regel damit, dass man die Zuhörerinnen und Zuhörer beeindruckt. Das gelingt, indem man eine der drei Möglichkeiten wählt:

- die *Wirklichkeit in schrecklichen Farben* zu malen, wogegen sich die vorgeschlagene Alternative als heilsam, wenn nicht paradiesisch erweist oder
- *mit wuchtigen Zahlen zu beeindrucken*, die während des Zuhörens niemand nachprüfen kann, die aber das Wissen des Redners dokumentieren oder, schließlich,
- eine *überraschende theoretische Deutung* anzubieten, die das bisherige Denken gegen den Strich bürstet und mit paradoxem Potential schockt.

Alle drei können sehr unterhaltsam sein, auch Schrecken und Unwissenheit können ein wohliges Schauern erzeugen. Alle drei Möglichkeiten haben ihren Preis.

Die erste, apokalyptische Vortragsfassung bietet sich besonders in Wahlkämpfen und bei Evangelisationen an. Sie reüssierte aber breiter. Klassenkämpfe, Straßenkämpfe, alte und neue soziale Bewegungen bewegten und bewegen sich gegen Unzumutbarkeiten, die vorzugsweise von den Herrschenden ausgehen. Eine Variante war der faschistische Antisemitismus, der den Juden den Weltuntergang andichtete, wieder eine, nicht so mörderische, der des Antikommunismus, der den Untergang des Abendlandes nach Sozialisierung – in einer Schlichtvariante heute: nach Steuererhöhungen – beschwor, neuerdings auch das Paar Islamismus-Antiislamismus, jeweils werden Bedrohungsszenarien entworfen, die den Zuhörer schaudern lassen: überall nackte Frauen oder: überall verschleierte Frauen, zwei Varianten der Apokalypse, abscheulicher Wirklichkeit. Die Ökologiebewegung mischt hier mit: Waldsterben! Klimakatastrophe! Artensterben! Super-GAU! Fukushima! Harrisburg! Finanzkrise! Die Wirklichkeit ist schrecklich oder wird es. Der Redner weiß, wie es anders geht.

Die zweite Vortragsfassung ist das Zahlengebirge. Der Meeresspiegel steigt bis x um y Meter, jährlich verhungern z Menschen, künftig z mal zwei mal drei, alljährlich n Klimakriege mit m Toten und so weiter. Mit 95%-iger Sicherheit ist der Klimawandel

menschheitsgemacht, so der Weltklimarat, das Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) in seinem Policy Brief vom 27.9.2013. Auch hier kann sich mit ökologischen Zahlennarrativen ein wohliger Schauer einstellen. Was weiß der Mann alles, wie gut, dass es so zahlenstarke Männer oder Frauen gibt, Professoren womöglich. Leider kann man als Durchschnittsmensch während des Vortrags nicht nachprüfen, ob das alles so stimmt. Zudem kennen wir den klugen Statistikerwitz: Ich traue keinen Zahlen, die ich nicht selbst gefälscht habe. Zumindest brauchen Zahlen Deutung, also Theorie.

Das spricht für die dritte Vortragsfassung, den Theorieentwurf. Empire! riefen Antonio Negri und Michael Hardt, beschwörten spätestmarxistisch eine neue Weltordnung und lieferten mit Multitude! gleich eine neue Weltlösung aus, Klassenkampf plus Geschlechterkampf plus Ökokampf, was bald in die Occupy-Bewegung mündete. Auch Theorien, Betrachtungssysteme haben den Nachteil von Strategie eins und zwei: sie neigen aus rhetorischen Gründen zur Übertreibung, man will unterhalten, packen, motivieren, beeindrucken. Dann tritt der Fall ein, den einst Luhmann beschrieb: man packt im Dunkeln an eine Kordel, schließt aus ihr auf ein komplexes Beleuchtungssystem und merkt nicht, dass man den Schwanz eines Elefanten fest hält.

Was also tun, heute, jetzt? Apokalypsen liegen mir nicht, Zahlengebirge sind nichts für einen Abendvortrag, bleiben also Deutungswunder. Dem Risiko der Vereinseitungsbeschwörung hoffe ich zu entgegen, in dem ich Langsamkeit nicht scheue, also Ihnen Zeit zur inneren Prüfung lasse. Aber auch, indem ich als Schwabe in Berlin an schwäbische Tugenden appelliere: Schaffe, spare, Häusle baue, jedenfalls bis hier, also Konzentration auf ein Gedankenhaus, das geschafft wird und sparsam daher kommt. Mein Angebot zum Thema des Abends ist daher eine bescheidene Theorie solidarischer Ökonomie und ein vorsichtiger Beitrag zum Postwachstumdiskurs. Das wird Sie vielleicht enttäuschen, wenn Sie flammende Appelle an Nicht-Anwesende erwarten. Aber vielleicht gefällt es Ihnen doch, wenn Sie auch als Anwesende ernst genommen werden.

Deshalb schauen wir auf die Ankündigung dieses Abends, auf die Fragen, die wir heute bedenken wollen: Wohin bewegt sich die Welt - wohin bewegen wir die Welt? Die Postwachstumskritik fordert eine solidarische Gesellschaft im Einklang mit der Natur, menschliche Solidarität soll nicht dadurch ermöglicht werden, dass ihre Kosten in die Umwelt externalisiert werden. Das Ziel ist nüchtern und zugleich revolutionär, denn ohne Wachstum scheint für die Eliten unserer Gesellschaft Solidarität unmöglich. Wie kommen wir einer Postwachstumsgesellschaft näher? Wie werden wir unabhängiger von der globalen Finanzwirtschaft und nutzen

dennoch die Freiheit der Geldwirtschaft? Die Zukunftsforschung zeigt, dass wir die Zukunft gestalten können, wenn wir die Realität nicht mit dem verwechseln, was es bisher gibt.

Das sind die Fragen für heute. Es ist aber noch ein neuer Begriff hinzugekommen, die Zukunftsforschung. Was ist das, was hat sie mit Postwachstum zu tun?

Zukunftsforschung gilt in der Regel als Gegenwartsforschung, die aktuelle Konstruktionen von Zukunft zum Gegenstand hat. Die Zukunft muss sich in diesem Verständnis aus einer genauen Beobachtung gegenwärtiger Spuren des Zukünftigen entwickeln lassen. Allerdings kommt bei sozialen Institutionen stets ein Faktor hinzu, der zwar von manchen Vertretern einer biologisch-mechanischen Hirnforschung bestritten wurde, in der Menschheitsgeschichte aber doch überwiegend anerkannt wird: die Bedingung der Freiheit. Entscheidungen sind immer auch Freiheitsakte, kreative Lösungen unter Bedingungen der Ungewissheit. Zwar kennt auch die Natur evolutive Sprünge und wird umgekehrt im Sozialen von Pfadabhängigkeiten berichtet. Die spezifische, reflexive Akteursqualität des Menschen gilt auch für die Erforschung der Zukunft. Epistemologisch ergibt sich aus der *conditio humana*, dem Freiheitsentwurf Mensch ein beträchtlicher Einwand gegen ein zu enges Verständnis von Zukunftsforschung als Gegenwartsforschung - jedenfalls dann, wenn sie sich in der Tradition des Kritischen Rationalismus auf Erklärung, Falsifikation und Beweis konzentriert. Wir wissen das Vergangene ganz gut, auch wenn Historiker wissen, wieviel Nebel bleibt, der sich dem Beweisprinzip widersetzt. Die Schuldfrage am Ersten Weltkrieg ist nur eine der unendlich vielen Fragen, die sich dem kritisch-rationalen Wahrheitsbeweis entzogen.

Ein eher hermeneutisches und systemisches Konzept von Verstehen, Differenzierung und Hinweis folgt auch systematisch dem freiheits- und akteursbasierten, offenen Zukunftsverständnis, das sich eben nicht aus der Gegenwart ableiten lässt und dessen Spuren in der Gegenwart in der Fülle schwacher Signale kaum erkennbar erscheinen. Auch in den Natur- und Technikwissenschaften erfährt nicht erst heute eine hermeneutisch-systemisch basierte Epistemik Relevanz.

Zukunft entsteht durch Selektion von Möglichkeiten. Nicht alles geht immer. Zukunft gelingt durch die Offenheit für Möglichkeiten, die als unmöglich gelten. Die Bedingung der Freiheit radikal gedacht heißt: wir gestalten die Zukunft von ihr her, wir führen aus der Zukunft. Otto Scharmer hat das in seinem überzeugenden Buch „Theorie U“ vor allem für Organisationen beschrieben, die nötige Haltung, die Schärfung der soziale Wahrnehmung. Solche Überlegungen, auf gesellschaftliches Handeln, auf die Zukunftsgestaltung von Gesellschaft angewandt, lassen den Bedarf

für eine Wissensbasierung erkennen, die auch auf die entstehende Zukunft fokussiert.

Niko Paechs Buch „Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie“ wirkt wie ein solcher Wissensinput. Eine Gesellschaft ohne Wirtschaftswachstum, eine steady-state-economy, gab es selbstverständlich bereits, sozusagen eine Präwachstumsökonomie. Jäger- und Sammlerkulturen dominierten die Erde über Jahrzehntausende, wachstumsfrei, subsistenzorientiert, suffizient, selbstgenügsam. Bisweilen wurden Mitglieder anderer Ethnien verspeist, aber zumeist blieb es anstrengend, doch friedlich.

Die Idee einer Postwachstumsgesellschaft hat etwas konservatives, die Verlangsamung, das Denken in den Kategorien von Subsistenz und Suffizienz, von Selbstversorgung und Genügsamkeit. Paechs Buch beginnt provokativ: „Dieses Buch dient einem bescheidenen Zweck. Es soll den Abschied von einem Wohlstandsmodell erleichtern, das aufgrund seiner chronischen Wachstumsabhängigkeit unrettbar geworden ist.“ Auf den folgenden gut einhundert Seiten wird eine dramatische Phänomenologie der Wachstumsversessenheit des modernen globalen Kapitalismus gezeichnet, ganz im Sinne des Beeindruckungstyps 1. In ihrem Zentrum stehe das „Fremdversorgungssystem“: „Indem Haushalte jede Fähigkeit zur Selbstversorgung zugunsten eines spezialisierten Arbeitsplatzes abgeben“ (S. 64) wird der Mensch zum „homo consumens“ und „muss auch das Soziale komplett im Ökonomischen aufgehen“ (S. 65). Zuspitzung gehört zum Geschäft, Essays, das Buch ist eines davon, sind Versuche, sie pointieren, begründen nicht immer zu Ende. Doch die Begeisterung allein trägt nicht alle Argumente. Stimmt es denn, dass Haushalte „jede“ Subsistenzfähigkeit verloren haben? Und stimmt es, dass das Soziale „komplett“ ökonomisiert wurde oder wird? Natürlich stimmt das erste für die meisten Menschen nicht und das zweite wird nie so sein.

Eine radikale Selbstversorgung, also die vollständige praktische Unabhängigkeit von jeder Tauschwirtschaft, ist in einer funktional differenzierten Gesellschaft nur auf Inseln (Robinson, Freytag) oder unfreiwillig (Kaspar Hauser) oder als Projekt (Eremit) zu beobachten. Doch die „Fähigkeit“ zur Selbstversorgung wird munter geübt: in Survival-Trainings und Stadtgärten, von LeserInnen der „Landlust“, in Kommunen und bei Pfadfindern, viel wichtiger aber noch: in den meisten Haushalten mit Kindern. Noch immer nehmen es die meisten Eltern auf sich, ihre Kinder von den 168 Stunden in der Woche maximal 40 Stunden in Fremdversorgung zu überantworten und auch das häufig mit schlechtem Gewissen und wenn die Kinder krank sind, dann gar nicht. Auch pflegebedürftige Angehörige, Partner, Eltern, Kinder mit Behinderungen, chronisch Kranke, werden noch immer

mehrheitlich in Selbstversorgung versorgt, was die Familien belastet, was sie aber gleichwohl meist wollen, weil sie glauben, dass es den Selbstversorgten gefällt und weil auch sie hoffen, dass man sich um sie später zu Hause, selbstversorgend, müht.

Die ökonomische Realität auch in einer globalisierten kapitalistischen Ökonomie ist also gemischt, Konsum und Subsistenzproduktion – zumindest in Bezug auf Sorge-Arbeit, Care-Work – existieren nebeneinander, in differenzierten Mischungen. Das Soziale, das Gemeinschaftliche existiert, macht je nach Kalkulation bis zur Höhe des Umsatzwertes der Geldwirtschaft aus, manche Statistiker meinen, es sei noch mehr. Die Diskussion um alternative Bemessungsverfahren der volkswirtschaftlichen Leistung wogt hoch, von der noch vom früheren französischen Präsidenten Sarkozy eingesetzten Kommission um Amartya Sen bis hin zur eben beendeten Enquete-Kommission des Deutschen Bundestags „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“.

Hier gelangen wir zu Zwischentönen, zu Dilemmata der Moderne, die Paech nicht gerne ausbuchstabiert. Die Dominanz der Ökonomie lässt er stehen, er will, wir werden das sehen, nur die Dominanz einer guten Ökonomie. Paech differenziert: Es geht in der Postwachstumsökonomie um eine neue Balance zwischen drei Versorgungssystemen, nämlich Lokal-, Regional- und Globalökonomie, wobei letztere auf die Hälfte zu reduzieren wäre. Sein Fokus ist Dezentralisierung. Irritierend ist, dass er die National- und EU-Ökonomie nicht gesondert betrachtet, sie wird der Globalökonomie zugeschlagen. Irritierend ist auch, dass er vor allem die Industrieproduktion in den Blick, die Güterproduktion, und die in den modernen Gesellschaften dominierende Dienstleistungsproduktion nur streift. Im Handbuchvorwort zu den Citizen Art Days in Berlin schreibt Niko Paech:

„Das Alternativprogramm der Postwachstumsökonomie würde auf eine schrittweise Reduktion der Industrieproduktion hinauslaufen, dadurch aber die Aussicht auf mehr Stabilität und Glück eröffnen. Eine Befreiung vom Überfluss bietet die Chance, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, statt im Turbolader der Selbstverwirklichung kirre zu werden. Ein nur noch halb so großer Industriekomplex, der langlebige und reparable Produkte hervorbrächte, ließe sich durch moderne Selbstversorgung ergänzen. Konsumenten würden zu Prosumenten. Sie widmeten dem Gelderwerb nur noch 20 Stunden pro Woche und nutzten die freigestellte Zeit, um handwerklich tätig zu sein. Selbst erbrachte Leistungen in Gemeinschaftsgärten, eigenständige Pflege und Reparatur von Gegenständen sowie eine gemeinschaftliche Nutzung von Gütern ließen uns trotz weniger Geld und Industrie modern bleiben. Die Balance aus bescheidenem Konsum, Sesshaftigkeit und kleinräumiger Selbstversorgung kennzeichnet ein souveränes,

zugleich verantwortbares Dasein. Um dorthin zu gelangen, brauchen wir viele kleine Rettungsboote, bevölkert mit Suffizienz-RebellInnen und Lebensstil-AvanguardistInnen, die glaubwürdig vorleben, was in einer Wirtschaft ohne Wachstum noch möglich ist. So entstünde ein Vorrat an vitalen Praktiken – etwa im Sinne der von Beuys so bezeichneten »Sozialen Plastik« –, auf die zurückgegriffen werden kann, wenn der Laden allmählich zusammenkracht. Das ist wahre Bürgerkunst: schon jetzt fröhlich und beispielgebend vorwegzunehmen, wie die anstehenden Krisen als Neuanfang für eine genügsame Existenz erschlossen werden können.“

Das ist schon ein Programm, eine Programmatik, eine Deutung der Gegenwart und ihrer Zukunft. Es lohnt die Auseinandersetzung. Aber dazu muss man die Deutung noch besser verstehen, in die Argumente hineinhören. Fremdversorgung und Geldwirtschaft, Profitstreben und Zinscouponschneiderei wie Spekulation, Kulturfaktoren wie Gier und Neid, das Panoptikum der Wachstumstreiber wird im Buch noch weiter entfaltet. Die ökologische Analyse wird immer zäher und trauriger: „Unter der Bedingung eines beständigen Wirtschaftswachstums ist es unmöglich, die Ökosphäre absolut zu entlasten. Unter der Bedingung einer absoluten Entlastung der Ökosphäre ist es unmöglich, ein beständiges Wirtschaftswachstum aufrechtzuerhalten.“ (S. 97) Der Idee eines „grünen Wachstums“ kann Paech nichts abgewinnen, dagegen sprechen vor allem die sogenannten „Rebound-Effekte“, die Tatsache, dass Ressourceneinsparung fast immer zu Mehrnutzung führe, die man sich dann auch leisten könne, beispielsweise durch mehrere Fernseher oder PCs in einem Haushalt.

Jetzt freilich kommt eine analytische Pointe, sein *theoretisches Kernargument*: „Per se nachhaltige Technologien und Objekte sind schlicht undenkbar. Allein Lebensstile können nachhaltig sein. Nur die Summe der ökologischen Wirkungen aller von einem einzelnen Subjekt ausgeübten Aktivitäten lässt Rückschlüsse auf die Nachhaltigkeitsperformance zu. Folglich können Nachhaltigkeitswirkungen ausschließlich auf der Basis individueller Ökobilanzen dargestellt werden.“ (S. 99) Muster dafür ist der ökologische Fußabdruck, jedem Erdbewohner steht bis 2050 ein jährliches Emissionsquantum von 2,7 Tonnen CO<sub>2</sub> zu, Bundesbürger emittieren freilich derzeit elf Tonnen im Jahr. Natürlich ist das schwer genau zu berechnen, Paechs Pointe: „Aber sie ist alternativlos.“ (S. 100) und: „Jedenfalls sind Nachhaltigkeitsbemühungen, die sich an der Subjektorientierung vorbeischieben nicht nur überflüssig, sondern schädlich.“ (S. 101)

Aus Sicht des Soziologen beeindrucken und beängstigen solche Argumente in zweierlei Hinsicht: Zum einen misstraut er allem „Alternativlosen“. Warum soll die

Subjektorientierung der Verantwortungszurechnung der Königsweg der Nachhaltigkeit sein? Hier kommt ein zweiter, ebenfalls schmaler Band aus demselben Verlag im selben Jahr (2012) zupass, Armin Grunwalds „Ende einer Illusion. Warum ökologisch korrekter Konsum die Umwelt nicht retten kann“. Grunwald rechnet mit dem ökologisch korrekten Konsum ab: „Nicht mehr von politischen Maßnahmen wie Anreizen und veränderten Rahmenbedingungen für den Konsum wird die ‚Nachhaltigkeitswende‘ erwartet (..). Stattdessen wird das Verursacherprinzip sozusagen kurzgeschlossen und die Konsumenten werden direkt und unmittelbar selbst angesprochen.“ (S. 31) Die Subjektorientierung Paechs entspricht der Reduzierung des Verursacherprinzips auf den Konsumenten, ein Verzicht auf Institutionen- und Politikkritik. Zum Zweiten entspricht die alternativlose Subjektorientierung der Basisideologie der neoklassischen Ökonomie. In ihr zählt nur die Nutzenmaximierung individueller Akteure. Die kollektive Dimension resultiert nur aus der Aggregation individueller Handlungsstrategien.

Der Verzicht auf eine genuin soziale Theorie der Wirklichkeit ist folgenreich. Die von Paech skizzierte Postwachstumsökonomie wirkt romantisch, der „Rückbau der arbeitsteiligen Industriegesellschaft“ (S. 145) ist vor allem ein defensiver, kein progressiver Gedanke. Das Romantische ist voll Wahrheit, wer wollte die Sätze bestreiten: „Wer nicht über seine ökologischen Verhältnisse lebt, sondern ein kerosin- und auch sonst plünderungsfreies Glück genießt, muss nicht ständig neue Ausreden erfinden.“ (S. 148) „Demnach würde aufgeklärtes Glück voraussetzen, nicht nur zu genießen, sondern dabei mit sich selbst im Reinen zu sein.“ (S. 149) Niko Paech liefert die kulturökonomische Vision eines Ausstiegs aus der Großindustriegesellschaft in eine bescheidenere Kleinindustriegesellschaft. Im Weltmaßstab bleibt nur das kulturelle Vorbild der vom Überfluss befreiten Metropolen, ihr Glück könnte die bisher der Warenwelt verfallenen Schwellenwelt zur Umkehr überzeugen. Solange keine politischen Mehrheiten in Sicht sind, die den Tanker zum Bremsen und Umsteuern bewegen, ist für Paech die dezentrale und autonome Entwicklung vieler Rettungsboote die realistischere Strategie. Dafür plädiert er überall, in Vorworten, in den Medien, in seinen Vorträgen.

Am Ende der Lektüre der beiden kleinen Bücher bleibt eine gewisse Ratlosigkeit. Grunwalds Plädoyer für institutionelle Reformen erscheint so berechtigt wie Paechs Appell an Einzelnen, einen nachhaltigen Lebensstil zu wählen. Paechs Projekt einer „Postwachstumsökonomie“ bleibt jedoch nur individuell erkennbar, nicht für Deutschland, Europa, die Welt. Doch die Verve des Kampfs gegen den „Überfluss“, von dem wir uns befreien sollten, wirft Fragen auf, die schwer zu beantworten sind: könnte es nicht beispielsweise sein, dass nur ein gewisser Überfluss, ein Zuviel vom Nötigen, ein Hinaufklettern auf der berühmten Bedürfnispyramide Maslows möglich

macht? Setzt die Entfaltung des Postmateriellen nicht die Sättigung des Materiellen voraus? Und vielleicht am Wichtigsten: können wir nicht erst dann großzügig sein, wenn wir zumindest subjektiv im Überfluss leben? Wenn wir genug Liebe, Schönheit, Glück erfahren, so dass wir etwas davon verschenken können? Paech würde sagen: ganz sicher, es gehe ihm nur um den materiellen Überfluss. Aber das stimmt nicht, sein Kampf richtete sich vor allem gegen die Fremdversorgung. Fremdversorgung wiederum ist Überfluss im Guten: ich versorge einen anderen, gebe ihm ab von meiner Zeit, meinen Gütern. Eine Fremdversorgungswirtschaft ist im Grunde ein großzügiges Projekt, stellen wir einmal den Warentausch zurück. Würde ein Rückbau zur Selbstversorgung die Menschheit wirklich großzügiger machen, liebevoller, die Welt schöner? Eine wichtige offene Frage.

Wir wollen sie nun noch etwas genauer beleuchten und mit Hilfe von drei kurzen Geschichten und entlang von drei Autoren eine Antwort versuchen.

Die erste Geschichte findet sich in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 27.9.2013. Auf einer ganzen Seite beschreibt Andreas Nefzger einen mehrtätigen Besuch in der Gemeinschaft Schloss Tempelhof in Süddeutschland. Eine hochmoderne Kommune von unterdessen 85 Erwachsenen und 27 Kindern, Zielgröße um die 300 Menschen. Der beeindruckte Journalist schreibt: „Die Ziele des Tempelhofs sind so mehrheitsfähig, dass sie wertkonservative Christen mit Linken und Anthroposophen, Buddhisten und Atheisten zusammenbringen. Auf dem Tempelhof sollen die Generationen in einer Basisdemokratie selbstbestimmt, sozial gerecht, sinnerfüllt und ökologisch nachhaltig zusammenleben.“ Es gibt nicht sehr viele solcher moderner Großkommunen, aber einige dieser Leuchttürme schon. Sie sind eine Art neuer Kibbuzim und Moshavim, nicht nur westliche Neuauflagen des jüdischen Neuen Jerusalems, der Genossenschaftsdörfer, die im Israel der 1970er Jahre immerhin ein Drittel des Bruttoinlandsproduktes erwirtschafteten. Neu ist die ökologische Haltung und Praxis, die israelischen Wehrdörfer kennen das bis heute kaum. In den 1980er Jahren führte ich in der Zeitschrift „Kommune“ mit Rudolf Bahro, dem früheren DDR-Dissidenten, Philosophen der „Alternative“ einen Disput über die Frage, ob die Zukunft der ökologischen Sozialreform in einer Kommunisierung der Gesellschaft liegt. Bahro insistierte darauf, engagiert, abstrakt, philosophisch. Ich glaubte das nicht, auch wenn Gemeinschaft mein großes Lebensthema wurde, von der Hofgemeinschaft über die Ehe bis zum ersten großen Buch, meiner Dissertation „Gemeinschaft in Gesellschaft“. Der Grund ist einfach: Gemeinschaft ist sehr anstrengend. Gesellschaft, die Ausdifferenzierung der Funktionssysteme hilft mit Abkürzungsregeln, reduziert Überforderung. Wir brauchen, da hat Grunwald gegen Paech recht, für eine ökologische Zukunft eine große Gesellschaft, neue Regeln und Institutionen.



Ich selbst spreche angesichts der drei hergebrachten großen politischen Philosophien Konservatismus, Liberalismus und Sozialismus von einer vierten, neuen Perspektive, die ich zunächst im Kontext der Sozialpolitik, des Wohlfahrtsregime-Ansatzes als „Garantismus“ bezeichnet habe. Ein Begriff, den als erster Charles Fourier verwendete, im frühen 19. Jahrhundert. Wir brauchen eine große Politik, die vom einzelnen Menschen und seiner Freiheit ausgeht, also von den Menschenrechten. Wir brauchen den Rahmen eines allgemeinen garantierten Grundeinkommens, eine Gesellschaft, die dem einzelnen eine Grundsicherheit für alle allgemeinen Lebensrisiken garantiert. Das ist auch ziemlich kompliziert. Aber wir sind ziemlich weit, in Deutschland, in Europa. Es ist nicht klar, ob ein garantistischer Wohlfahrtsstaat auf Wirtschaftswachstum und Naturfeindlichkeit angewiesen ist – wir wissen ja nicht einmal genau ob Wirtschaftswachstum „an sich“ nur unökologisch möglich wäre.

Deshalb noch zweite weitere Gedankengeschichten. Die zweite stammt von Otto Scharmer, der mit „Theorie U“ die Zukunft als Ressource für die Entwicklung von Organisationen und ihren Menschen freilegte. In seinem neuen Buch „Leading from the Emerging Future. From Ego-System to Eco-System Economies“ führt er diesen Gedanken fort, argumentiert für eine ökologische Transformation von Wirtschaft, Gesellschaft und Individuen. Er plädiert für eine strukturelle Einbettung des betriebswirtschaftlichen Blicks in den ökologischen Systemblick, ökologische Globalwirtschaft vor Betriebswirtschaft. Alles muss gedacht werden, kein Ausstieg aus der Transformation der großen Systeme. Entscheidend ist dabei Partizipation. Zukunftsgestaltung ohne Partizipation aller Stakeholder ist nicht nachhaltig und ermöglicht keine ökologische Verantwortung aller.

Der dritte Autor, der helfen kann, ist Thomas Pogge, deutscher Philosoph aus Yale, der bei John Rawls in Harvard promovierte. Sein Buch „World Poverty and Human Rights“ gehört zu den einflussreichsten und meistdiskutierten Büchern zur globalen Gerechtigkeit. Im Zentrum von Pogges Auffassung von globaler Gerechtigkeit steht sein Verständnis der Menschenrechte als negative Pflichten. Was heißt das? Pogge macht eine einfache Rechnung auf. 2,6 Milliarden Menschen, das sind fast 40 Prozent der Menschheit, müssten täglich mit weniger als zwei Dollar (Kaufkraft 2005) auskommen. 884 Millionen Menschen hätten keinen Zugang zu sauberem Wasser, zwei Milliarden keinen Zugang zu Medikamenten. Unerbittlich steigt die globale Ungleichheit; trotz Zuwachs im Durchschnittseinkommen der Weltbevölkerung nimmt die Armut zu. Armut heißt nicht einfach nur Hunger; Armut heißt Krankheit, Analphabetismus und ständiger Überlebenskampf. Ungestraft dürften die Rechte der Habenichtse ignoriert werden, denn sie seien zu schwach für einen Aufstand. Um

ihre Gewinne zu maximieren, so wird Pogge in der „Zeit“ zitiert, „halten die nationalen und globalen Eliten Milliarden von Menschen in Armut und setzen sie Hunger und Infektionskrankheiten, Kinderarbeit und Prostitution, Menschenhandel und Tod aus“.

Moralisch gesehen, sagt Pogge, zählen die Interessen eines jeden Menschen gleich, überall, auf der ganzen Welt. Wir sind zur Hilfe verpflichtet, aber viel radikaler, als in der akademischen, wirtschaftlichen oder politischen Welt gedacht. Wie weit diese Hilfe geht, darüber hat er sich mit seinem australischen Kollegen Peter Singer einen Streit geliefert, der in der philosophischen Szene für Aufsehen sorgte. Singer ist der Auffassung, die Reichen müssten den Armen im Ausland so helfen, wie ein Spaziergänger einem Kind helfen muss, das in den Teich gefallen ist. Für Pogge ist das Bild viel zu gemütlich. Wir, die Angehörigen der wohlhabenden Nationen, sind nicht nur unschuldige Helfer; wir sind Mittäter, weil wir durch die Aufrechterhaltung ungerechter globaler Spielregeln zum Fortbestand der Weltarmut aktiv beitragen. Geht es nach Singer, dann gibt es lediglich eine positive Hilfspflicht den Armen gegenüber. Geht es nach dem Kantianer Pogge, dann existiert zusätzlich – wie Philosophen sagen – eine „negative Gerechtigkeitspflicht“. Wir dürfen anderen keinen Schaden zufügen und müssen sie vor den Folgen unserer Handlungen schützen.

Es geht damit nicht um Barmherzigkeit, es geht um Institutionen, um ökonomische Regeln jenseits der Nationen und unterhalb des Weltstaates. Schon wenige Reformen reichten aus, um eine Revolution ins Werk zu setzen. Den Menschen, die mit weniger als zwei Dollar am Tag auskommen müssten, fehlten im Jahr gerade einmal 300 Milliarden, damit sie nicht mehr unterhalb der Armutsgrenze leben müssten. Das sind gerade einmal 0,6 Prozent des Welteinkommens, viel weniger, als allein die USA für ihr Militär ausgeben, ganz zu schweigen von den Summen, die zuletzt und noch immer an die Banken und Kapitalsammelstellen verteilt werden. Dabei soll das Markt- und Institutionengefüge so geändert werden, dass die Ärmsten der Armen davon profitieren. Pogge denkt nicht an ein Grundeinkommen, damit tat sich lange auch sein Mentor Rawls schwer, aber in der Sache, im Ziel der Vermeidung der Großen Armut als Menschenrecht, läuft es darauf hinaus, in Brasilien wurde ein erster Schritt dorthin getan. Um das größte Elend aus der Welt zu schaffen, müssten die einkommensstarken Länder ihren Lebensstandard lediglich um ein Prozent einschränken, ein Prozent, mehr nicht.

Die drei Vorschläge – Tempelhof, Scharmer, Pogge – sollen den Blick auf den Postwachstumdiskurs weiten, sie sollen zeigen, was für eine solidarische Wirtschaft erforderlich ist. Wir brauchen Labore der Zukunft, praktische Zukunftswerkstätten,

die „vielen kleinen Rettungsboote“, von denen Nico Paech spricht. Ihre Gefahr ist die Selbstgenügsamkeit, ihre Bedeutung liegt in ihrer Realität, ihrer Vorbildwirkung, ihren Erprobungschancen, ihrer Subjektorientierung. Doch es gibt so unterschiedliche Subjekte, so unterschiedliche Persönlichkeiten, Diversity ist nicht nur ein Gruppenprogramm, Rechte für alle möglichen Partialinteressen, Diversity ist im guten Sinn liberal: jeder hat Rechte, auch wenn er nicht recht hat. Die Labore der Zukunft können für alle lehrreich sein, aber ganz sicher nicht für alle lebbar.

Wir brauchen deshalb auch eine neue Steuerung des Sozialen, ein Governance-Prinzip, das die sozial und ökologisch ist, das zugleich die alten links-rechts-Kontroversen transzendiert, die es weiter geben wird. Otto Scharmes „Theorie U“ ist solch ein Ansatz, der von der Zukunft her denkt und den Einzelnen zum Zentrum der Zukunft macht. Nicht im wirtschaftsliberalen Egoistensinn, dass jeder seines Glückes Schmid sei, der Egoismus der Einzelnen nur wenig staatliche und gemeinschaftliche Rahmung erfahren dürfe. Sondern im Vertrauen auf die Weisheit der Vielen muss jede soziale Einrichtung ihre Mitglieder wahrnehmen und sie sich wahrnehmen lassen. Das erfordert neue Organisationsformen, Hierarchie muss immer neu begründet werden, Heterarchie, die Herrschaft des Anderen, ist keine Anarchie, sondern die organisierte Suche nach Solidarität. Viele Unternehmen haben mit neuen Managementmodellen Schritte zur Ökologisierung eingeleitet. Nicht immer sind sie mehr als ein Marketinginstrument, äußere Lüge. Nicht immer ist auch klar, ob von der Unternehmensebene, Verbands- oder generell Institutionenebene über die verschiedenen politischen Ebenen bis hin zu Wissenschaft und Kunst wirklich gilt: ökologische Folgen nur mit ökologischen Input. Oft genug heißt es: wer Ökologie will, muss über die Leute hinweg handeln, sie durchschauen so vieles nicht. Scharmer argumentiert nicht, dass Expertenwissen überflüssig sei. Es muss aber geteilt werden. Wir brauchen viel mehr planvolle Organisationsentwicklung. Das Soziale ist, da hat Paech mit Beuys, Steiner und Scharmer recht, ein Kunstwerk. Partizipation heißt nicht immer Bottom-Up, sie kann auch Top-Down bedeuten, wenn am Bottom vergessen wird, was die Beteiligten wollten und beschlossen. Kunst kommt von Können. Sozialkunst vom sozialen Können.

Schließlich der globale Blick. Er macht alles kompliziert. Wenn wir uns bewusst machen, dass 50% der weltweiten Bausubstanz des Jahres 2050 noch nicht gebaut sind, sehen wir, wie groß das Potential der Energieinsparung ist, wie wichtig die große Planung ist, die Definition von Baustandards, ihre internationale Koordination, wechselseitiges Lernen, Verhindern von Negativspiralen. Wenn wir in unseren Familien und kleinen Gemeinschaften kräftig sparen, doch die nachholende Wirtschaftsentwicklung in Indien, China oder Afrika das Klima verhunzt und die fossilen Ressourcen verbrennt, dann beruhigen wir zwar unser Gewissen, doch nicht unser Gehirn. Eine der wissenschaftlich spannendsten und zugleich seit Jahrzehnten

kaum bearbeiteten Fragen lautet: führen mehr soziale Gerechtigkeit, weniger Armut und soziale Not zu einem mehr an ökologischer Entwicklung in einer konkreten Gesellschaft? Macht Not die Ökologie tot? Seit Ende der 1970er Jahre Ronald Inglehart seine Wertewandelstheorie zu den postmateriellen Bedürfnissen entwarf, die die Sättigung der materiellen voraussetzen, wurde die modernisierungstheoretische Sicht auf die Köpfe der Menschen bestätigt. Der von ihm mit initiierte World Values Survey zeigt als ein Werteseismometer an, wie der Terrorismus nach 9/11 und die Bankenkrise danach die Menschen unfreier machten, sie klammern sich mehr an materielles, Solidarität wird geringer, die Umwelt wird unwichtiger. Globale Gerechtigkeit setzt also voraus, dass die elementaren Bedürfnisse der Menschen gedeckt werden. Ohne Sicherheit keine Freiheit. Ohne soziale Sicherheit keine Postwachstumsgesellschaft.

Am Ende möchte ich noch etwas infrage stellen, was bisher nur angedeutet wurde: Wie wichtig ist eigentlich Postwachstum? Oder anders: ist monetäres Wirtschaftswachstum von Ökologie aus schlecht? Gibt es vielleicht doch ein „Green Growth“? Das wäre ein neuer Vortrag. Meine Antwort ist einfach und das hilft vielleicht auch bei der Diskussion: wir müssen herausbekommen, wann Quantität in Qualität umschlägt, ob und wie beide Dimensionen verknüpft sind. Vielleicht ist es zum Beispiel gut, wenn – anders als Nico Paech vorschlägt – mehr bislang unentgeltliches Subsistenzhandeln, vor allem von Frauen, monetarisiert wird. Dann wächst das Bruttosozialprodukt, aber ressourcenschonend. Wir wissen das nicht genau, aber diskutieren können wir auf jeden Fall darüber.

*Prof. Dr. Michael Opielka ist Wissenschaftlicher Direktor und Geschäftsführer des IZT – Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung in Berlin und Professor für Sozialpolitik am Fachbereich Sozialwesen der Ernst-Abbe-Fachhochschule in Jena. Er ist habilitierter Soziologe, Erziehungswissenschaftler und Gruppenanalytiker.*